

Abonnementpreis 20 Pf. für ein Jahr, 10 Pf. für sechs Monate, 5 Pf. für drei Monate. Einmalige Kaufsumme 20 Pf. ...

Volksmund

Unser Wahlpruch:
Gleiches Recht für Alle!



Verantwortlicher Herausgeber: ...
Redaktion: ...
Verlag: ...

№. 44.

Samstag, den 2. Juni (Lindung) 1917.

12. Jahrgang

Das Werden der neuen Zeit.

Der Sturz des Zarenthrones hat nicht nur Rußland in seinen tiefsten Tiefen aufgewühlt und die bisher so teilnahmslose Volksmasse in Bewegung gesetzt. Die Erschütterung schlägt über Rußland hinaus schon ihre Wellen und ihre Urheber oder gar Veranlasser, England und Frankreich, haben bereits alle Ursache, die Götter zu fürchten, die sie gerufen haben. Schon erheben sich in England revolutionäre Stimmen und in Frankreich laßt es auf der allgemeinen Stimmung wie vor einem Sturm. Darüber täuschen auch die großmüthigen Ministerreden nicht hinweg, die jede Unzufriedenheit im eigenen Lande leugnen. Die revolutionäre Flut steigt auch in den Ländern, deren Völker anderswo die Dämme niedergerissen, um die Feindesländer zu überschwemmen. Noch gleicht Rußland einem Hydranten, aus dessen Mäulchen noch kein Gebild zu erkennen ist. Die Wirkung der Revolution wird aber die in Frankreich anscheinend weit übertreffen. Als erstes Opfer in den Mittelstaaten fiel der ungarische Ministerpräsident Tisza, der bisher allen Ansprüchen seiner Widersacher erfolgreich widerstanden. Dem kaiserlichen Verlangen der vereinigten Opposition nach einer Wahlrechtsreform gedachte er mit der Auflösung des Parlaments die Stütze zu nehmen. Seine Absicht scheiterte aber dem Nachfolger Franz Josephs, der in der Politik anscheinend nicht gefehlt sein will, sondern sich selbst eine Fährtenrolle zutraut. Mit dem jungen Kaiser Karl, der für Ungarn König Karl ist, ist, wie H. v. Gerlach in der Welt am Montag ausführt, in manche Gebiete der Doppelmonarchie ein frischer Zug hineingekommen. Allen, was irgendwie nach Korruption schmeckt, wird unerbittlich zuleide gegangen, ohne Schonung noch so „altbewährter“ Persönlichkeiten. Die Friedensbewegung hat von Wien aus einen energischen Antrieb bekommen. Für Österreich wird durch Einberufung des Reichsrates dem Zustande des nun fast 3 Jahre währenden unvollständigen Absolutismus ein Ende gemacht. Und in Ungarn muß Tisza gehen, der Vergewaltiger seines eigenen Volkes. Durch Konzeptionsänderungen suchte er sich an der Macht zu behaupten. Er, der sogar vor ein paar Monaten durch Verleihung des Wahlrechts an Unteroffiziere und Inhaber des Verdienstkreuzes den Wahlrechtsstimm zu beschwören versucht hatte, war zu ein paar neuen Beiständen bereit. Aber der König, der sich durch ausgedehnte Konferenzen mit den Führern aller Oppositionsparteien, den ganz radikalen Grafen Michael Karolyi eingelassen, über die Stimmung in den breiten Massen genugsam informiert hatte, war mit Recht der Meinung, daß man einem selbstbewußten, nach Recht verlangenden Volke nicht mit Almosen kommen dürfe. Deugte sich Graf Tisza nicht vor

der Demokratie — was seinem Charakter Abregens zur Ehre gereicht, so mußte er gebrochen werden. An der Wahlreform ist seine Macht zerfallen. Womit natürlich nicht gesagt ist, daß Ungarn damit schon über den Berg ist. Heißgeköpft, manche Bewirtung, manche Zerschütterung stiehlt sich soar wird es noch kosten, bis Ungarn sich die Grundlage aller Demokratie gesichert hat. Der Junker Tisza war der Führer der Junkerklassen, die man in Ungarn die „Gentry“ nennt. In ihm vereinte der Kleinadel den Mann, mit dessen Hilfe 10000 Familien die Herrschaft über ein 20-Millionenvolk behaupten konnten. Die ihn stützten, das waren — allerdings unter dem Druck der Massen — Feudale, die sogenannten Grafenpartei, die Grafen Androssy, Apponyi, Esterhazy, Zichy usw. Mit Ausnahme ganz weniger, fast nur des schon genannten Grafen Michael Karolyi, wahrhaftig keine überzeugten Demokraten. Nur Männer mit Weltkenntnis und weitem Blick, die nicht hypochondrisch auf den „ungarischen Globus“ blickten, sondern tie von den die ganze Welt durchdringenden Tendenzen für ihr Vaterland Nutzen zu ziehen versuchten. Es ist im Grunde bei uns ja dieselbe Geschichte wie in Ungarn: mit den ganz Feudalen, den Fürsten Habsfeld, Hohenlohe, Lichnowsky usw. kann man als moderner Mensch sich vielleicht verständigen, mit den v. Sydewand, v. Buch, v. Graef usw. niemals. Doch einzeln, ob die Grafen, die dem Regime Tisza ein Ende setzten, treibende Kräfte der Demokratie sind oder nur getriebene, sie dienen der Demokratie. Sie haben die Bahn zunächst einmal freigemacht von dem größten Hindernis. Der Sturz des „Starken“ war die Voraussetzung dafür, daß das ungarische Volk selbst stark werden kann. Wenn erst die Massen das Wahlrecht haben, dann werden sie sich selber ihre Führer suchen. Sollten darunter auch ein paar „echte“ befundene Grafen sein — warum nicht? Der Adel ist zwar Unfug als Privileg. Aber an sich disqualifiziert er den Menschen ja noch nicht. Unsere Junker und ihre Freunde empfinden den Sturz Tiszas wie eine Art persönlichen Verlust. Mit Recht. Die wehrmüthigen Nachrufer, die ihm unsere rechtsstehende Presse widmet, bewahren den richtigen Instinkt unserer Zeitgenossen. Wenn russische Revolution und Wahlrechtsbewegung bei unseren Bundesgenossen solche Wirkungen auszulösen vermögen — was kann da alles wo anders noch kommen? Vom allgemeinen deutschen Standpunkt aus haben wir keinen Grund, Tisza eine Träne nachzuweinen. Obwohl er war ein Freund des Bündnisses mit uns. Aber als einseitiger Agrarier widerstrebt er jedem engeren wirtschaftlichen Zusammenhänge mit Deutschland. Selbst aus taktischer Klugheit ist in Schwärmen hülflos, ließ er doch durch seinen Vertrauten, den Abgeordneten Dr. Graf,

auf allen „mitteleuropäischen“ Zusammenhängen alle nur denkbaren Hindernisse aufstürzen. Als einseitiger ungarischer Agrarier war er ein Freund jener Serbien wirtschaftlich einschränkenden Zoll- und Handelspolitik, die im Südosten eine Atmosphäre schuf, aus der der Weltkrieg seine erste Nahrung zog. Als Volkstreuer der verhängnisvollen ungarischen Nationalitätenpolitik war er der unsterbliche Protektor der rumänischen Precedenta. Deutschland hat an Tisza nichts verloren. Die deutsche Demokratie hat durch seinen Sturz gewonnen. Nur wenn die Gewaltpolitiker seines Schlags von der Bildfläche verschwinden, ist das große Ziel zu erreichen: Völkerverständigung und Dauerfriede. Die Zukunft Rußlands erscheint dem Stockholmer Bankdirektor Ushberg in einem überaus rosen Licht. In den „Dagens Nyheter“ schildert er seine Eindrücke auf einer Geschäftsreise in diesem ungewöhnlichen Lande, das augenblicklich die ganze Welt in Spannung hält. Er meint u. a.: Die ganze Umwälzung hat auf Augenblicke einen überwältigenden Eindruck gemacht, und man kann sich absolut nicht von dem Gedanken frei machen, daß dieser demokratische Sieg einen so starken Untergrund hat, daß er sich nicht nur über ganz Europa, sondern über die ganze Welt unwiderstehlich fortpflanzen wird. Rußlands Ausblick für die Zukunft sind glänzend. Allein die Landwirtschaft kann mit Leichtigkeit die Kriegsausgaben aufbringen. Von Rußlands 180 Millionen Einwohnern sind 150 Millionen Bauern. Schon vor dem Kriege konnte dieses Land unter normalen Verhältnissen 500—800 Millionen Getreide ausführen. Hinzu kommt, daß eine unendliche Menge Land bisher brach gelegen hat, und daß bei verständiger Wirtschaft das Land doppelt so viel Ertrag bringen kann, als früher. Rußland kann also bei einem rationellen Betrieb seiner Landwirtschaft nicht nur seine eigene Bevölkerung ernähren, sondern einen großen Teil der Welt mit Vorräte versehen. Wenn man ferner an die großartigen Bodenschätze, wie Erzläger, Wälder usw. denkt, so begreift man, daß Rußland die besten Zukunftsaussichten hat, und daß die an und für sich hohe Staatsschuld, welche am Schlusse dieses Jahres auf 50 Milliarden Rubel veranschlagt wird, mit Rücksicht auf diese Verhältnisse nur eine Kleinigkeit ist. Voraussetzung ist natürlich, daß das demokratische Rußland die Ausbeutung des Zarenreiches befristet. Die Aufstellungsvereinigungen machen sich allenthalben bemerklich. Die einzelnen Völker verlangen Selbständigkeit. Einige erstreben allerdings nur eigene Verwaltung im russischen Staatsverbande, andere dagegen, wie die Finnen und Polen, Loslösung. Wie sich das neue Rußland gestalten wird, muß abgewartet werden. Auch heute besteht noch die Ge-

fahr, daß es heute oder morgen die Leute eines hochgeborenen oder emporgelegenen Abenteurers wird, der die losgebundenen Volkskräfte für sich ausbeutet, wie Cromwell in England oder Napoleon in Frankreich. England wünscht seinem treuen verbündeten Rußland ja jetzt schon „einen modernen Cromwell“. Es wird alles aufbieten, was reiche Land sich nutzbar zu machen, wobei es ihm auf die eine oder andere Beunruhigung nicht ankommt. Immer wird es bereit sein, die eine gegen die andere Staatsform auszuspielen, um bei den inneren Kämpfen im Tischen zu stehen. Rußland erreicht nur dann eine Befriedung der inneren Zustände, wenn es jede fremde Einmischung zurückweist und besonders England und Frankreich hinausjagt. So lange seine Macht noch auf diese Schmarotzer beruht, bleibt seine Zukunft ungewiß, trotz aller Reichthümer, die sein Boden birgt. Ein Rundschreiben Watkiss. Die Zeit vor der neuen Ernte bringt erfahrungsgemäß besondere Schwierigkeiten bei der ausreichenden Versorgung der milderbemittelten Bevölkerung mit Lebensmitteln. In diesem Jahre werden die Schwierigkeiten verschärft durch das ungewöhnlich frühe Frühjahr und die Schäden, die der besonders kalte Winter an den Vorräten hervorgerufen hat. In solcher Zeit ist es eine besonders dringliche Aufgabe aller Behörden, dafür zu sorgen, daß die Ernährung der milderbemittelten, schwerarbeitenden Bevölkerung nicht durch Uebererzeugung der Vorräte gefährdet wird. Um dies zu erreichen, muß vor allen Dingen der Schleichhandel, durch den noch immer große Mengen von Fleisch, Speck, Butter, Eier und anderen Nahrungsmitteln der öffentlichen Verteilung entzogen und zahlungsunfähigen Kreisen zugeführt werden, auf das nachdrücklichste bekämpft werden. Auch dem übermäßigen Verbrauch von Nahrungsmitteln in Gastwirtschaften muß ebenso wie dem Ueberverbrauch der Selbstverfolger mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegengetreten werden. Der Präsident des Kriegsernährungsamts hat durch Rundschreiben an die Bundesregierungen erneut auf diese Notwendigkeit hingewiesen. Diese Aufgaben zu erfüllen wird aber nur dann möglich sein, wenn die gesamte Bevölkerung und jeder Einzelne verständnisvoll unter Hinzufügung jedes selbstthätigen Interesses mitarbeitet. Die ausführenden Behörden müssen von einsichtigen Vertretern der verschiedenen Bevölkerungsgruppen, Männern sowohl wie Frauen, auf jede Weise unterstützt werden, damit die Mißstände rechtzeitig erkannt und zweckmäßig bekämpft werden können. In dieser ersten, entscheidungsvollen Zeit muß die Ueberzeugung Gemeinut aller Deutschen werden, daß jedes Pfund Butter, Speck oder Mehl, das sich ein zahlungsunfähiger Käufer

Eine Geschichte von zwei Städten. Von Charles Dickens. Aus dem Englischen von Dr. Carl Kolb. 2) 2. Kapitel. Der Postwagen. Es war die Donnerstraße, bis an einem Freitag des November Abends spät vor der ersten der Personen lag, mit welchen unsere Erzählung zu schaffen hat, und auf derselben Straße schlummerte auch die Postkutsche von Dover Shooter's Hill hinan. Die Person kramte gleich den übrigen Passagieren neben dem Wagen im Kot bergan — nicht weil den Umständen nach ein Spaziergang besonders Vergnügen gewährte, sondern weil die Straße so jäh, das Pferdegeschirr so lästig, der Kot so tief und die Kutsche so schwer war, daß die Rosse schon dreimal halten mußten und außerdem einmal sogar die meuterische Absicht verraten hatten, mit Sack und Pack wieder nach Blackheath zurückzukehren. Doch konnten Hülfe und Beistand, Postknecht und Kondukteur gemeinsam jenen Reisesartikeln, welcher die Annahme verbot, daß es mit Verstand begabte Tiere gebe; und obgleich dieser Satz eher eine schonende Behandlung begründete, hatte man doch durch die gegenwärtige Erzählung, daß das Gespann kapituliert und zu seiner Pflicht zurückkehrte. Mit gesenkten Köpfen und zitternden Schweiften arbeiteten sich die Pferde durch den tiefen Kot, indem sie zwischendurch jappelten und kranzelten, als wolle bei ihnen alles aus den Gelenken gehen. So oft der Kutscher sie mit

einem behutsamen „O hal“ halt machen ließ, schüttelte das nächste Handpferd ungestüm den Kopf und das dahinter befindliche Geschirr, gleichsam um mit ungewöhnlicher Emphase anzudeuten, daß die Kutsche da nicht hinausbringen sei. Und wenn das Ross in solcher Weise rasselte, sah der Passagier, wie anglische Reisende zu tun pflegen, zusammen und zeigte eine traurige Miene. Auf allen Taleinschnitten lag ein qualvoller Nebel, welcher sich in seiner Trübheit bergan wälzte wie ein böser Geist, der Ruhe sucht, ohne sie finden zu können. Er war feucht und unangenehm kalt, und bewegte sich langsam in aufeinanderfolgenden kleinen Wellenzügen, denen eines jaulen Geräusches nicht unähnlich, durch die Luft. Sein Gewölke ließ das Licht der Kutschenlaternen nur auf ein paar Schritte unter sich fallen, und der Dampf der sich abmähenden Pferde ging darin auf, so daß man keine konnte, die abgekehrten Tiere seien die Quelle des ganzen Nebelmeers. Außer dem gedachten Reiseden Schritten noch zwei andere neben der Kutsche her. Alle drei waren bis über die Ohren verhäßt und trugen Stulpenstiefel. Keiner davon hätte nach dem Augenschein sich ein Urteil über das Aussehen des andern bilden können, und jeder war gegen die Gesichtsausdrücke seiner beiden Mitpassagiere eben so verhält wie gegen ihre selbst. In jenen Tagen hätte man sich wohl vor allzu schneller Vertraulichkeit, da jeder, dem man auf der Straße begegnete, ein Räuber oder der Verbündete von Räubern sein konnte. Mit Charakteren der letzteren Gattung traf man besonders leicht zusammen, denn jedes Hofhaus, jede Schänke konnte jemand aufweisen, der im Sold des Kapitans, stand, mochte es nun der Wirt selbst oder irgend ein unscheinbarer Stallbedienter sein. So dachte auch

der Kondukteur der Doverpost an jenem Freitag Abend des November Siebenzehnhundertfünfundsechzig, während er, Shooter's Hill hinanholpernd in seinem Karren hinten auf dem Wagen stand, sich die Füße klopfte und weder Auge noch Hand von der Traube vor ihm erwandte, in welcher auf einem Unterbau von Stupfstein ein geladener Musketen und sechs oder acht geladene Reiterpistolen lagen. Die Doverpost befand sich wie gewöhnlich in der angenehmen Lage, daß der angenehmen Lage daß der Kondukteur die Reisenden, und jeder Reisende seine Mitpassagiere und den Kondukteur, kurz, einer den andern beargwöhnte, und der Postillon sich auf niemand als auf seine Pferde verlassen mochte, obgleich auch er, sofern das liebe Vieh in Frage kam, es mit gutem Gewissen auf beide Teufel hätte beschwören können, daß es nicht für eine solche Reise paßte. „Oha!“ rief der Postillon. „So recht. Jetzt nur noch einen Zug und ihr seid brocken. Hol euch der Teufel gaff, denn ich habe Not genug gehabt, euch hinauszubringen.“ — „Joel!“ — „Joel!“ entgegnete der Kondukteur. „Wie viel Uhr schlägt Ihr, Joel?“ — „Wie zehn Minuten über El.“ — „O, Mord und Tod!“ rief der Postillon ängstlich, und noch nicht einmal den Shooter brocken. „Ja — ja! Vorwärts mit euch!“ Das emphatischste Pferd, welches in einem Akt der entschlossensten Verneinung von der Peitsche erreicht worden war, fing wieder kräftig an zu klettern, und die drei andern Rosse folgten seinem Beispiel. Auch einmal arbeitete sich die Doverpost vorwärts, um die Stulpenstiefel der Reisenden klatschen neben her. Sie hatten mit dem Wagen Halt gemacht und demselben treulich Gesellschaft geleistet. Wäre Einem von den Dreien

der vermessene Gedanke gekommen, den andern den Vorschlag zu machen, sie wollten im Dunkel und Nebel ein wenig vorausgehen, so hätte er sich damit sicher der Gefahr ausgesetzt, auf der Stelle als Strakenräuber niedergeschossen zu werden. Der letzte Anlauf brachte die Postwagen auf die Höhe des Berges. Die Pferde hielten wieder an, um sich zu verschauen, und der Kondukteur kieg ab, um für die kommende Bergankung den Ratschuh einzulegen und den Passagieren den Ratschuh zu öffnen. „Bist, Joel!“ sagte der Postillon in in wachsendem Ton, indem er von seinem Sock nieder- schaute. „Was wißt Ihr, Tom?“ — „Beide lauschten.“ — „Ihre ein Pferd uns nachzuziehen, Joel.“ — „Und ich sag, es galoppiert, Tom.“ versetzte der Kondukteur, indem er seinen Schlag losließ und hurtig nach seinem Platz hinaufkletterte. „Meine Herren, in des Königs Namen, geschwind einemiegen.“ Der für unsere Geschichte vorgemerkte Passagier stand eben auf dem Ratschuh und wollte hinein; die beiden andern hielten dicht hinter ihm und waren im Begriff, ihm zu folgen. Der Erkere blieb halb in, halb außer der Kutsche auf seinem Tritt, das andere Paar brachten auf der Straße; sie alle blickten lauschenden Ohren von dem Postillon auf den Kondukteur und von dem Kondukteur auf den Postillon. Beide gaben ihnen die Blide wieder zurück, und selbst das emphatische Pferd spitzte und die Ohren und schaute rückwärts, ohne einen Widerspruch zu erheben. Die Stille, welche auf das Aufhören des Rädergeräusels und Rossgeräusels folgte, machte das das Schweigen der Nacht nur um so eindrucksvoller. Das Schnauben der Pferde teilte

zu Unrecht beschafft, einem Rüstungsarbeiter entzogen wird, der seine Kraft braucht, um unseren kämpfenden Weibern die Waffen zu schmieden. Jeder bestimmten Mitteilung über greifbare Tatsachen werden die Behörden gründlich nachgehen. Allgemeine Behauptungen und Eingaben, deren Verfasser seinen Namen verschweigt, sind nicht geeignet, die Sache zu fördern. Die Mitteilungen zur Sache können auch an die Volkswirtschaftliche Abteilung des Reichsernährungsamts gerichtet werden, die berufen ist, die örtlichen Behörden bei der Bekämpfung der Mißbräuche zu unterstützen.

Zur amerikanischen Kriegszustands-Erklärung

Schreibt Franz Lauthner im 1. Maiheft des „Deutschen Willens“ (Frankfurt):
Amerika erklärt uns keinen Krieg, sondern nur einen Kriegszustand. Das ist ein großer Unterschied. Wie sollte das fromme, friedliebende Amerika Krieg erklären! Es erklärt, daß jemand anders Krieg mit ihm mache. Da kann es doch nicht dafür! Dem andern siele das nicht ein? Aber er ist doch abhäniglich amerikanische Bürger! Es tut auch das nicht, sondern er versenkt Schiffe, welche wider Warnung in die Kriegszone fahren; wenn sich amerikanische Bürger auf solche Schiffe setzen, ist das ihre Sache so gut, als wenn sie zu Land in die Schützengräben gehen. Aber eben sie setzen sich drauf, und also gehen einige von ihnen tot; und das ist Krieg. Woraus noch der Vorteil entspringt, daß auf diese Weise Amerika gleich für die andern Neutralen den Krieg mit erklärt.

Amerika will seinen Handel mit Deutschland nicht gegen England verteidigen, dagegen seinen Handel mit England gegen Deutschland. Was heißt das? Weil, sagt es, England die Macht hat, die See zu halten, Deutschland aber nicht. Da kann doch Amerika nicht dafür! Nun beweist Deutschland, daß es in seiner Weise Macht auch habe. Dies gefällt nun Amerika erst recht nicht. Ruf es schon England geborenen, — nun auch noch Deutschland? Da verlangt Deutschland zwei. Es ist eine alte Sache, daß, wer nach der einen Seite drücken muß, nach der andern zu treten sucht. Schon des Gleichgewichts wegen. Und moralische Gründe sind billig wie Brombeeren. Zumal wo das Gold mitpricht. Ich habe einen von zwei sich balgenden Jungen die klassischen Worte sagen: „Meine Mutter sagt, du darfst mich nicht ins Gesicht hauen: ich habe eine Goldplombe!“ — Ja, die Goldplombe! Und Gold ist dicker als Blut, — selbst als vergossenes.

Es soll vorkommen, daß, wenn ein vornehmer Lebensmann sehr tief verachtet ist, seine Gläubiger ihn sozusagen ausschalten, damit er reich heiratet und sie auszahle. Sonst verlieren sie alles, so können sie alles retten. Ein empfindliches Gewissen könnte das unfauler nennen. Man muß kein empfindliches, man muß ein sogenanntes gutes Gewissen haben. Und Amerika hat England viel geborgt.

Benjamin Franklin erzählt von der pennsylvanischen Regierung, sie sei stets in großen Schmerzen gewesen, wenn es sich um Kriegsbeihelfer handelte. Für gewöhnlich bewilligte sie das Geld — es war noch vor dem Bestrelungskamp — für den Gebrauch des Königs, und hätte sich dann sehr streng, nachzutragen, wozu es gebraucht würde. Als aber einmal eine andere englische Kolonie dort die pennsylvanische um Pulver für eine ihrer Garnisonen bat, sagte die Formel nicht. Sie bewilligte also das erbetene Geld für Pulver nicht, dafür aber welches für Ankauf von Brot, Mehl, Weizen und anderem Korn. Und die besetzte Kolonie verstand, daß „andere Korn“ Schießpulver-Korn sei. Als nun ein Franklin in dem vom ihm gegründeten Feuerlöschverein, der überwiegend aus Friedensfreunden bestand, einen Beitrag für den Bau einer Batterie

zur Landesverteidigung durchsetzen wollte, sagte er zu einem Freunde: „Ich weiß schon, wie ich es mache: ich werde den Ankauf einer Feuerspritze beantragen; dann kaufen wir eine große Kanone dazu; das ist doch gewiß eine „Feuerspritze“! Woraus jener: „Ich sehe, Sie haben sich durch den langen Aufenthalt in der gesetzgebenden Körperschaft Ihres Landes sehr vervollkommen!“

Diese Vervollkommenheit fehlt uns, Herr Professor Wilson; damit wollen Sie entschuldigen, daß wir Ihre Neutralitäts- und sonstigen Maßregeln nicht ganz so zu würdigen verstehen, wie die Mehrzahl Ihrer Mitbürger zu tun scheint.

Deutsche Pazifisten an russische Friedensfreunde

Der Vorstand der Deutschen Friedensgesellschaft und der Vorstand der Ortsgruppe Berlin (unterzeichnet Dr. L. Dübbe und Pastor Franck) haben durch Vermittlung des Internationalen Friedensbureaus in Bern und des Ständigen Ausschusses der Schwedischen Friedensvereine in Stockholm ein Schreiben gerichtet an die Parteien und Gruppen, die im neuen Rußland in so hervorragender Weise tätig sind, um auf möglichst sofortige Beendigung des Krieges hinzuwirken und zugleich allen militärisch-machtpolitischen und imperialistischen Bestrebungen energisch entgegenzutreten. Sie sprechen diesen russischen Friedensfreunden die herzlichsten Sympathien der deutschen Pazifisten aus, versichern, daß sie im eignen Lande mit allen ihren Kräften in der gleichen Richtung tätig sind und bekunden ihren Glauben an den Sieg der gemeinsamen Sache, an dem, wie sie überzeugt seien, auch Deutschland trotz des im Auslande vorherrschenden Mißtrauens mitwirken werde. Am Schluß heißt es: „Wir bitten daher die pazifistisch gesinnten Kreise der russischen Demokratie, nicht abzulassen von ihren auf den Frieden gerichteten Bemühungen. Sie werden damit allen im Kriege beständigen Bötern ein leuchtendes Beispiel und eine machtvolle Anregung geben.“

Bonner Angelegenheiten.

11. Boot-Spende.
Unser am 1. Februar d. Js. eingesetzter verschärfter U-Boot-Krieg hat alle Erwartungen weit übertraffen. Obgleich unsere Feinde, namentlich England, die Wirkungen dieses U-Boot-Krieges täglich empfindlicher fühlen, hoffen sie immer noch Abwehrmittel zur Bekämpfung der für vernichtend treffenden U-Boote zu finden. Das wird ihnen nicht gelingen.

Hinter den Männern, die diese starke Waffe sähren, steht das deutsche Volk mit äußerster Entschlossenheit.

Jetzt gilt es, den tapferen Helden unserer U-Boote zu danken. Zu diesem Zweck soll eine U-Boot-Spende als Gabe des ganzen deutschen Volkes dargebracht werden. Die Sammlung wird im ganzen deutschen Reich durchgeführt.

Am 1. Juni 1917 ist der Jahrestag der Seeschlacht am Skagerrak. Das deutsche Volk blickt an diesem Tage mit Bewunderung zurück auf die damaligen Taten unserer Flotte. Aus Anlaß dieses Jahrestages wird die U-Boot-Spende veranstaltet.

Die Vaterländischen Vereinigungen in Bonn haben es übernommen, die Sammlung im Stadtbücherei Bonn in die Wege zu leiten.

Die Bonner Volksspende wird durch ihre Teilnehmer Zeichnungen entgegennehmen, ebenso nehmen die hiesigen Banken und die Stadtbücherei Beiträge in Empfang. Auch wird in der Zeit vom 1. bis 3. Juni d. Js. für die U-Boot-Spende auf den Straßen und in den Wirtschaften besonders gesammelt werden.

Bürger Bonns! Jetzt abermals, daß ihr es versteht, die Ehrenpflicht der Dankbarkeit zu erfüllen.

Reife - Ernt

Der schwedische Ingenieur Arwedsson hat, wie Aund Dagblad vom 5. Mai schreibt, eine Methode erfunden, außergewöhnlichen Weizmoor einen recht vielversprechenden Brennstoff herzustellen. Er stellt eine Art Weizmoorbrikett her, die nach den Untersuchungen der Material-Prüfungsanstalt 15% mehr Wärmewert entwickelt als Holz. Die Herstellung geschieht dadurch, daß das Weizmoor tüchtig durchgeknetet und Sulfitlauge als Bindemittel zugesetzt wird, worauf nach Formung und Trocknung die Brikette fertig sind. Während das Moor bis 80% Wasser enthält, enthalten die Briketten nur 9 — 10%. Die Briketten berechnete Arwedsson mit 82 Cals für 1 Hektoliter, also erheblich billiger als Brennstoff. Eine Gesellschaft zur Ausnutzung der Erfindung hat sich gebildet.

Eine neue Ausnutzung der heißen Quellen haben Soldaten gefunden. Die Kameradschaftliche Kriegsbeschädigten-Fürsorge der deutschen Hauswirtschafts-Gesellschaft in Nachen hat im Schwertbad am Buisfelder Markte den Versuch gemacht, mit der Wärme des Thermalwassers Eier auszubrüten. Genau nach 20 Tagen hat das erste Hühnchen die Schale zerplatzt. Es war früher bei den Kurgästen eine beliebte Spielerei, in dem 73 Grad Celsius heißen Wasser des Buisfelder Röchbrunnens Eier zu kochen. In genau 2 Minuten waren die Eier in diesem Brunnen hart gekocht.

Eine zeitgemäße Hausinschrift

trägt ein Bauernhaus in Kirchlintel mit folgenden Worten: „Die Pflugschar oder das Schwert in der Hand mit Gott für König und Vaterland.“ Auch eine zeitgemäße und beachtenswerte Kriegserklärung.

Gewinnung von Fett aus Baumknospen?

Der Kriegsausbruch für pflanzliche und tierische Öle und Fette hat sich bereits in den ersten Monaten des Jahres 1916 mit der Frage der Verwertung von Baumknospen beschäftigt. Durch Gutachten wissenschaftlicher Sachverständiger wurde übereinstimmend festgestellt, daß die Baumknospen in der Hauptsache harzige Stoffe und Gerbstoffe enthalten, so daß ein Eisig für Öl oder Fett daraus nicht gewonnen werden kann. Befürworter sind die Baumknospen auf Harz zu verarbeiten was insofern mit Rücksicht auf die beschränkten Mengen des anfallenden Materials und die mit dem Einsammeln verbundenen außerordentlichen Schwierigkeiten nicht lobnend ist.

Unter Bezugnahme auf einflühen ausgegangenes Flugblatt der Rohstoff-Studien- und Verwertungsgesellschaft m. b. H. in Berlin-Wilmersdorf, worin die Sammlung von Linden- und Buchenknospen zwecks Gewinnung von Fett und menschlichen Nahrungsmitteln oder Futtermitteln dringend empfohlen wird, haben sich verschiedene Kommunalverbände an das Reichsernährungsamt in der Annahme gewandt, daß die fraglichen Veröffentlichungen vom Reichsernährungsamt ausgehen. Das Reichsernährungsamt steht damit in keinerlei Zusammenhang und sieht die Frage der Verarbeitung von Baumknospen durch die Besuche des Kriegsaussschusses für Öle und Fette als erledigt an.

Schlechte „Witze“.

Arbeiter und Arbeiterinnen, die in den Pulverfabriken mit Pikrinsäure arbeiten, sind wegen ihrer gelben Hautfarbe, die durch ihre Beschäftigung entstanden, wiederholt verspottet, gekränkt und auch wohl mit Beschäftigten verfolgt worden. Die losen Mäuler wissen wohl gar nicht, wie sie sich verhalten, nicht nur gegen die Nächstenliebe,

die jetzt besonders eifrig gepflegt werden müßte, sondern auch gegen die Allgemeinheit. Viele Arbeiter und Arbeiterinnen, die den Schicksalen und dem bösen Geschick ihrer „Freunde“ und „Freundinnen“ keinen Widerstand entgegenzusetzen können und ihnen erliegen, wollen in dem Fabrik nicht mehr arbeiten und suchen sich eine andere Beschäftigung, die ihrer „Schönheit“ oder „Anmut“ weniger nachteilig ist. Die „Witzgelehrten“ über die gelbe Haut der Arbeiter und Arbeiterinnen sind aber ebenso geistlos wie herzlos. Die gelbe Hautfarbe ist ein Merkmal wertvoller Kriegsarbeit, die unbedingt geliebt werden muß, ein Zeichen, das jeder ehren sollte wie die Narben, die der Krieg den Kämpfern an der Front aufdrückt. Wer wagt es, Kriegsveterane zu verspotten? Der allgemeine Unwille würde dem Nichtsnut wohl bald die Lippen schließen, wenn ihm nicht noch Schlimmeres passierte. So müssen auch die Arbeiter und Arbeiterinnen, die durch ihre unentbehrliche Tätigkeit gezeichnet werden, vor Lächerungen geschützt werden. Keine Zurücksetzung, eine Ehrenstellung verdienen sie in unserer Mitte! Wer in Zukunft noch einmal wagt, über diese tapferen Heimatkämpfer unziemliche Bemerkungen zu machen, sollte genau so behandelt werden, wie einer, der sich über einen Kriegskämpfer lustig macht. Was wir ihnen zu verdanken, ist gar nicht zu sagen. Wenn wir und unser Land heute noch vom Feinde verschont geblieben ist, dann gebührt dafür auch ihnen mit unser aller Dank. Also Gut ab! vor allen, die ihre Tätigkeit für unser Wohl ausgezeichnet, gleichviel wo und wie, das sind wir ihnen, aber auch uns selbst schuldig, wollen wir uns nicht ewig dem Vorwurf der Herzlosigkeit und Un dankbarkeit aussetzen. Urban.

Die Stadtkinder als Samstager.

Ein bezeichnendes Geschichtchen wird aus einem pommerschen Dorf erzählt. Dort ist seit einigen Tagen ein Kind aus der Jaguariegegend untergebracht. Nachdem das Kind drei Tage die gute Landkost genossen hatte, meinte es ganz ehrlich: „Was ist es denn, kann ich meiner Tante bald ein Paket schicken?“ Darauf wurde dem von seiner Tante recht gut gedrückten Kind die Antwort zuteil: „Zimmer tau, wenn de wat hast tau'n schicken, schick man immer tau.“

Einfälle vom Tage.

Die Junggesellen sollen jetzt zu einer Sondersteuer herangezogen werden, einer sogenannten Lebigensteuer, die auch unverheiratete Weibsbilder in mannbarem Alter treffen soll. Ist das keine Ungerechtigkeit? Ist der Lebige nicht ohnehin genugam gestraft? Und wird ihm nicht jeder Bißchen, den er zum Munde führt, mehr verteuert wie dem Verheirateten? Besonders jetzt. Der Verheiratete findet meist noch Zeit zum „Samstern“, und wenn er sie selbst nicht erbringt, ist in seiner Familie irgendwer, der es in dieser edlen Kunst, die der Selbsterhaltungstrieb ausgebildet, zu einer erstaunlichen Höhe gebracht hat. Der Lebige dagegen ist ledig, sich angewiesen auf die kärglich zugemessene Portion, die ihn nach oben am Gähnen erhält. Jede Woche eine ganze Anzahl fleischerloser Tage und obenin noch jede Woche sieben fleischerlose Nächte. Wie soll ihm die Lebensfreude erhalten bleiben. Zu alledem noch eine Sondersteuer. Ist das keine Ungerechtigkeit? Glaubst heutzutage noch einer, der Lebige wäre freiwillig unverheiratet geblieben? Wer kennt die Katastrophen, die sein Leben vereinfacht haben? Nein, Ihr Herren Gesetzgeber, darüber könnt Ihr nicht urteilen! Laßt die Finger von den Lebigen, die durch eine Sondersteuer ungerecht bedrückt und nur noch mehr verärrert werden. Bekümmert die außerehelichen Viebschaften der Verheirateten, aber laßt den ohnehin freudlosen Unverheirateten

der Kunde eine ältliche Bewegung mit, als bestände sie sich in einem Zustand von Aufregung. Die Herren der Passagiere klopfen vielleicht hörbar laut; jedenfalls erzählte die hübsche Passagiere verständig von Leuten, die außer Atem waren, aber gleichwohl keine Lust einzujucken wagten, und unter beschleunigtem Herzschlag dessen harteten, was da kommen sollte.

Man hörte, daß ein Pferd in wütendem Galopp den Berg hinauffragte.

„Oh!“ brüllte der Kondukteur, so laut er konnte, in die Nacht hinaus. „Ihr dort — halt! — oder ich gebe Feuer!“

Der Hufschlag hielt plötzlich inne, und mit Not kämpfte sich die Stimme eines Mannes durch den Nebel:

„Ist das die Dover-Post?“
„Was hämmers Euch, wer wir sind?“ entgegnete der Kondukteur. „Wer seid Ihr?“

„Ich frage ob dies die Dover-Post ist.“
„Wozu braucht Ihr das zu wissen?“
„Ich will zu einem ihrer Passagiere.“
„Wie heißt der Passagier?“
„Mr. Jarvis Lorry.“

Der Reisende auf dem Tritt ließ sogleich merken, daß dies sein Name sei. Der Kondukteur, der Pöhlion und die beiden andern Passagiere betrachteten ihn mißtrauisch.

„Nicht, wo Ihr seid,“ rief der Kondukteur der Stimme im Nebel zu, „denn wenn mir aus Besehen etwas passiert, so könnt ich's Eurer Lebtage nicht wieder gut machen. Der Gentleman namens Lorry soll unumwunden antworten.“

„Was gibt's?“ fragte darauf der Passagier mit leiser, unsicherer Stimme. „Wer will etwas von mir? Ist es Jerry?“

„Der Jerry ist heißer, als mir lieb ist.“
„Ja, Mr. Lorry.“
„Was gibt's?“
„Man hat mich Euch mit einer Depesche nachgeschickt. Von L. und Co.“

„Ich kenne diesen Voten, Kondukteur,“ sagte Lorry, wieder auf die Straße hinaustrittend, wobei ihm die beiden andern Passagiere, die nicht geschwind genug in die Kutsche kommen, den Schlag schliehen und das Fenster ausleihen konnten, von hinten her hurtiger, als sich eben mit der Höflichkeit vertrat, Weidnisse leisteten. „Laßt ihn heraufkommen; es ist nichts Unrechtes.“

„Ich will's hoffen, bin aber noch nicht so fest überzeugt davon,“ sprach der Kondukteur rauh vor sich hin. „He, Ihr!“

„Nun, was soll's?“ entgegnete Jerry, noch heißer als zuvor.

„Reitet im Schritt heran — habt Ihr mich verstanden? Und wenn Ihr an Eurem Sattel Halfter habt, so kommt mir ihnen mit der Hand nicht zu nahe; denn ich habe verkauft hurtig etwas versehen, und wenn es geschieht, so ummißt es die Form des Bleies an. So, jetzt laßt mich Euch mustern.“

Die Gestalt des Reiters kam langsam durch den wirbelnden Nebel gegen die Seite des Postwagens her, blickte zu dem Kondukteur auf und händigte dem Passagier ein Brieflein ein. Das Kopf des Voten schraubte mächtig und Mann und Tier waren vom Huf bis zur Hufspitze mit Rot bespritzt. „Kondukteur,“ sagte der Passagier im Tone ruhiger Geschäftsuversicht.

Der wachsame Kondukteur, der die Rechte am Schaft, die Linke am Lauf seines Muskletons hatte und kein Auge von dem Reiter verwannte, antwortete kurz:

„Ein!“
„s ist nichts zu besprechen. Ich gehöre zu Tellsons Bank. Ihr müßt Tellsons Bank in London kennen. Ich reise in Geschäftsangelegenheiten nach Paris. Hier eine Krone Trinkgeld. Das ist dies lesen?“

„So macht hurtig, Sir.“
Er trat an die auf seiner Seite brennende Kutschenlaterne, öffnete das Schreiben und las — zuerst für sich, dann laut:

„Wartet in Dover auf Mamselle. Ihr seht, dies ist nicht lang, Kondukteur. Jerry, sagt meine Antwort darauf sei: in's Leben zurückgerufen.“

Jerry richtete sich in seinem Stuhle auf. „Das ist eine verworren kuriose Antwort,“ sagte er in seinem heiseren Tone.

„Nicht das aus, und man wird daraus ersehen, daß ich den Brief erhalten habe, ohne daß ich Euch eine schriftliche Antwort mitgebe. Jetzt macht, daß Ihr wieder zurückkommt. Gute Nacht.“

Mit diesen Worten öffnete der Passagier den Wagenschlag und stieg ein. Dismal hatten ihm seine Reisesgefahren nicht, sondern taten, als ob sie schliefen, nachdem sie zuvor mit aller Behendigkeit ihren und Bissen in ihren Stiefeln verborgen hatten. Ihr angeblicher Schlummer sollte sie wohl nur vor der Gefahr bewahren, zu einer andern Art von Tätigkeit Anlaß zu geben.

Die Kutsche holperte wieder weiter, und da es jetzt bergab ging, wurde der Nebel immer dichter. Der Kondukteur legte den Muskleton wieder in die Truhe, musterte ihren Abreigen Inhalt, sah nach den Pistolen, die er noch jugendlich in seinem Gürtel stecken hatte, und stiftete dann einen kleineren Behälter unter seinem Sitz, in welchem sich einiges Schmiedgeräde, ein Paar Fackeln und eine Zunderbüchse befanden. Er war nämlich mit solcher Sorg-

salt ausgestattet worden, um für den Hin und wieder vorkommenden Fall, daß die Kutschelichter vom Sturm ausgeblasen würden, sich einschließen und unter Vermittlung von Stahl und Stein mit leidlicher Sicherheit und Gemächlichkeit, wenn's gut ging, binnen fünf Minuten ein Licht zu Stande bringen zu können.

„Tom!“ stürzte er über das Kutschendach herunter.

„He, Joe?“
„Habt Ihr gehört, was da ausgerichtet werden soll?“

„Ja, Joe.“
„Was denkt Ihr Euch dabei, Tom?“
„Nichts, Joe.“

„Wie das so seltsam zusammentrifft,“ sagte der Kondukteur vor sich hin. „Mir geht es gerade ebenso. Sobald Jerry sich in Nacht und Nebel allein sah, rief er ab, nicht nur um es seinem Pferd leichter zu machen, sondern auch um sich den Rot aus dem Gesicht zu wischen und aus seinem Gesicht die angefallene große Wassermenge zu schütteln. So fand er, die Bügel seines Tieres über den schwer besudelten Kormel geschlungen, da, bis er von dem weiterwandelnden Postwagen nichts mehr hörte und die Nacht wieder mäusehähnlich geworden war. Dann wandte er sich, um zu Fuß bergab zu gehen.“

Nach dem Galopp von Tempel Bar her mag ich mich denken vier Beinen nicht mehr anvertrauen, alte Mähre, bis ich dich wieder in der Ebene habe,“ sagte der heißere Voten, sein Tier betrachtend. „Ins Leben zurück gerufen.“ Das ist eine vertrieft kuriose Postchaft, und du solltest dich nicht auf viele dergleichen einlassen, Jerry. Laß dir sagen, Jerry, du kämpft in eine verweigert schlechte Karriere, wenn das in's Leben zurückgerufen zur Mode würde.“ (Fortf. folgt.)

Bonner Angelegenheiten.

Kriegsereignisse.

Der „Gemeinnützig“ in Hohenlimburg (Westfalen) hat, um etwas Abwechslung auch in die Speisefolge der hiesigen Kriegsküche zu bringen, wie er schrieb, den Speisegettel der Bonner Kriegsküche veröffentlicht. Boraus dem Blatte der Speisegettel der dortigen Kriegsküche für die laufende Woche zugeht. Der lautete: Montag: Graupensuppe mit Schweinefleisch; Dienstag: Geschnittene Widdelbohnen mit Rindfleisch; Mittwoch: Sauerkraut mit Kartoffeln und durchgewaschenem Speck; Donnerstag: Oriesmehlsuppe mit Nudeln, Dörrgemüse und Rindfleisch; Freitag: Salbe-Eisensuppe; Samstag: Röhren mit Kartoffeln, Rind- und Schweinefleisch. „Wir müssen gekochen“, sagte das Blatt hinzu, „daß dieser Speisegettel, der mit Rücksicht auf die wirklich vorhandenen Bestände aufgestellt ist, sowohl bezüglich des Nährwertes der Speisen wie auch der Abwechslung in der Speisefolge einen Vergleich mit dem Bonner Speisegettel sehr wohl aushalten kann.“ Das scheint uns auch. Besonders die vielen Fleischstücke fordern den Reiz gerodrig heraus. Nur ist die Frage, ob auch in Hohenlimburg das Fleisch so „reichlich“ zuge-messen wird, wie hierleben.

Königliche Gewerbeinspektion.

Gewerbeamt Matthiolius hat die Verwaltung des ganzen Bezirks wieder selbst übernommen. Dienstanmer: Rheinweg 3 (an der Coblenzer Straße). Sprechstunden: Mittwochs von 9 bis 12^{1/2} Uhr und von 4 bis 5 Uhr; Sonnabends von 9 bis 12^{1/2} Uhr und am ersten Sonntag im Monat von 10 bis 12 Uhr. Zu anderen Zeiten kann wegen des umfangreichen Aufgebändertes mündliche Auskunft nicht mehr erteilt werden. Wer diese Zeiten nicht einhalten kann, wende sich schriftlich an die Gewerbeinspektion. Gewerbeamt für Badde ist bis zum 31. Juli mit der Verwaltung einer auswärtigen Dienststelle beauftragt.

Der Bonner Deutsche Sprachverein

hielt am 22. d. Mts. in Godesberg eine Werbesammlung im Rheinischen Hofe ab, die allerdings wegen des herrlichen Wetters nicht zu stark besucht war, aber unter den Anwesenden aufmerksame und dankbare Zuhörer fand. Da das dortige Vorstandsmitglied, Pfarrer Dr. Wiese, leider durch Rufe verhindert war, begründete Pfarrer Dr. Richter aus Bonn die Anwesenden mit herzlichen Worten, auf die wichtige vaterländische Bedeutung des Sprachvereins und seiner Arbeiten hinweisend. Dann hielt Dr. Günther, Bonn, einen anregenden, teilweise begeisterten Vortrag über die Dhr und Sprache. In seiner, überzeugender Weise wies er auf die Entfaltung der Sprache hin, die aus Kielauten, aus dem Kindergeplauder und aus der besonderen Anlage der verschiedenen Völker sich allmählich entwickelt hat. Unter den Kultursprachen der Gegenwart nimmt, nach der griechischen im Altertum, jedenfalls unsere deutsche Muttersprache den ersten Rang ein, sowohl nach ihrem Wortschatz, wie auch ihrer Gefühlstiefe und ihrer Gebankensfülle. Wie keine andere Sprache hat sie daher besonders in ihrer Dichtung die mannigfaltigste und wunderbarste Betonung durch die größten Meister gefunden. Es wurden die Dichter Goethe, Schiller, Eichendorff, Geibel, Körner, Arndt u. a. genannt, wie von den musikalischen Riesen Beethoven, Mendelssohn, Brahms und vor allem der große Richard Wagner, der Dichtkunst und Tonkunst in wunderbarer Weise in seinen eigenen Werken vereinigt hat. Mit einem warmen Wortschatz der deutschen Sprache treu zu bleiben, sie immer mehr zu pflegen, sie auch vor allem von dem Fremdwörterunfug zu reinigen, schloß der Redner seinen packenden Vortrag. In dem Schlußwort gab der Vorsitzende nach herzlichem Danke einen kurzen Überblick über die allmähliche Entwicklung der deutschen Sprache vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Er schilderte kurz die Gefahren, die unsere Sprache seit Jahrhunderten besonders durch das Eindringen der vielen Fremdwörter in ihrer Reinheit erfahren habe, und zeigte, wie jedesmal nach dem dreißigjährigen Kriege, nach den Freiheitskriegen und nach 1870 der Kampf gegen das Fremdwörterunwesen immer von neuem einsetzte. Auch jetzt seit dem Beginn des Weltkrieges hat dieser vaterländische Kampf nicht aufgehört. Auch er schloß mit der warmen und herzlichen Bitte, die Bestrebungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins auch in Godesberg tatkräftig zu unterstützen. Ein freundliches Schreiben des Bürgermeisters Zander erstente die Versammlung. Dem Verein traten sofort eine Anzahl der Anwesenden als Mitglieder bei. Im Herbst soll eine weitere Versammlung abgehalten werden.

Gegen den unerlaubten Nahrungsmittelverbrauch.

Die Zeit vor der neuen Ernte bringt er-fahrungsgemäß besondere Schwierigkeiten bei der ausreichenden Versorgung der minderbemittelten Bevölkerung mit Lebensmitteln. In diesem Jahre werden die Schwierigkeiten verstärkt durch das ungewöhnlich späte Frühjahr und die Schäden, die der besonders kalte Winter an den Vorräten hervorgerufen hat. In solcher Zeit ist es eine besonders dringliche Aufgabe aller Behörden, dafür zu sorgen, daß die Ernährung der minderbemittelten, schwerarbeitenden Bevölkerung nicht durch Ueber-versorgung der Vorräte geschmälert wird. Um dies zu erreichen, muß vor allen Dingen der Schleichhandel, durch den noch immer große Mengen von Fleisch, Speck, Butter, Eiern und anderen Nahrungsmitteln der öffentlichen Ver-

teilung entzogen und zahlungsunfähigen Kreisen zu-geliefert werden, auf das Nachdrücklichste bekämpft werden. Auch dem übermäßigen Verbrauch von Nahrungsmitteln in Gastwirtschaften muß ebenso wie dem Ueberverbrauch der Selbstverpfleger mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegengetreten werden. Der Präsident des Kriegsernährungsamts hat durch Rundschreiben an die Bundesregierungen erneut auf diese Notwendigkeiten hingewiesen.

Diese Aufgaben zu erfüllen wird aber nur dann möglich sein, wenn die gesamte Bevölkerung und jeder einzelne verständnisvoll unter Hin-ansetzung jedes selbstsüchtigen Interesses mitarbeiten. Die ausführenden Behörden müssen von einseitigen Vertretern der verschiedenen Berufsgruppen, Mä-nnern sowohl wie Frauen, auf jede Weise unterstützt werden, damit die Maßnahmen recht-zeitig erkannt und zweckmäßig bekämpft werden können.

In dieser ersten entscheidungsvollen Zeit muß die Ueberzeugung Gemeingut aller Deutschen werden, daß jedes Pfund Butter, Speck oder Mehl, das sich ein zahlungsunfähiger Käufer zu unrecht beschafft, einem Nahrungsmittel entzogen wird, der seine Kraft braucht, um unseren kämpfenden Soldaten die Waffen zu schmieden.

Jeder bestimmten Mitteilung über greifbare Tatsachen werden die Behörden gründlich nach-gehen. Allgemeine Behauptungen und Eingaben, deren Verfasser seinen Namen verschweigt, sind

nicht geeignet, die Sache zu fördern. Die Mit-teilungen zur Sache können auch an die Volks-wirtschaftliche Abteilung des Kriegsernährungsamts gerichtet werden, die berufen ist, die dringlichen Be-hörden bei der Bekämpfung der Mißbräuche zu unterstützen.

Der Hamkerer

veröffentlicht der Berliner Lokal Anzeiger dieser Tage ein Sonderangebot: Schinken, circa 30 Pfund schwer, wenig Knochen, zum Preisgebot abzugeben. S... S... Altruppin.

Auf diese Weise kann der Schinkenverkäufer (Schwamm) abwarten, wie die Hamkerer sich gegen-sätzlich den Preis in die Höhe treiben, — während ihm derselbe sicher als größter Degen Geld in den Schoß fällt.

Trog Bartock!!!

Begriffsverwirrung.

In „Mühlhausen Allg. Anzeiger, Rand-kürzlich zu lesen: „Germerode (Kreis Eschwege), 31. März.

Auf dem Nachhausewege gingen mehrere Holz-hauer von hier auf dem Birkhäuser Walde über die Waldkappeler Elst. Durch ihr lautes Gespräch wurde eine alte Sau aus ihrem Bereich aufge-scheucht und raste in großen Sägen davon. Die

Arbeiter gingen der Spur nach und entdeckten in ihrer nicht geringen Ueberschuldung drei kräftige junge Frischlinge. Zum Mitnehmen waren sie zu stark, auch hätten sie durch ihr Grunzen die Sache angelockt. Die keine Gewehre zur Hand hatten, schlugen die Ferkel mit Knütteln tot. Die Beute gaben sie später bei dem Waldkappeler Jagdpächter ab.“

Ein Jagdblatt der Jägerwelt, die „Deutsche Jägerzeitung“, versteht diese Kräftig mit der Epig-marke „Rohre Ferkel“ und hängt ihr folgende Bemerkungen an:

Armes Wild! Rohre Ferkel! Hätte doch lieber der Jagdpächter den Knüttel genommen...! Sehr richtig! Es ist sehr bedauerlich, daß eine so gemeine Handlungsweise in der Zeitung nicht gedehrend an den Pranger gestellt wurde!

Die Arbeiter haben u. S. durchaus vernünftig gehandelt, als sie solche Schändlinge, wie die Wild-schweine, unschädlich machten. Namentlich in dieser Kriegszeit, wo wir jedes bißchen Nahrungs-mittel brauchen können, verdient jeder besondere Anerkennung, der die schlimmsten Feinde der Landwirtschaft ausrotten hilft. Wenn ein solch sonst sehr „vornehm“ gebildetes Blatt die aufän-digen und geschickten Arbeiter beschimpft und oben-drin die Prügelstrafe für sie verlangt, so ist es wohl klar, wo die „Rohheit“ in Wirklichkeit zu finden ist.

Umtausch der Reichsfleischkarte in Reichsfleisch-karte

In mehreren Kommunalverbänden ist bestimmt worden, daß Personen, die auf den billigen Bezug der Fleischzulage verzichten wollen, in die Lage gesetzt werden, die kommunale Fleischzulagekarte in eine Reichsfleischkarte umzutauschen. In ähnlicher Weise ist in einzelnen Kommunalverbänden dieser Umtausch Personen gestattet worden, die sich ständig auf Reisen befinden oder dauernd in Episkopialorten wohnen.

Grundsätzlich ist davon auszugehen, daß in-losen eine Differenzierung zwischen Mehr- und Minderbemittelten bei der Bewilligung der Zulage nicht stattfindet, den Mehrbemittelten nicht eine zweite Reichsfleischkarte, sondern eine kommunale Karte, die nicht zu billigerem Bezuge berechtigt, zu bewilligen ist, da sonst wegen der Freizügig-keit der Reichsfleischkarte zu große Verschleppungen im Fleischverbrauch eintreten könnten.

Es werden indessen keine Einwendungen da-gegen erhoben, wenn in einzelnen Fällen die all-gemeine Fleischkarte aus dem eingangs genannten Gründen zum Umtausch in eine Reichsfleischkarte zugelassen wird. Hierbei fällt naturgemäß der Anspruch auf Verbilligung in jedem Falle fort. Zur Bedingung ist hierbei zu machen, daß die hierdurch eintretende Ersparnis in geldlicher Ver-gebung nicht etwa einzelnen Schlächtermeistern zu-gute kommt.

Vom Papierverbrauch der Behörden

erzählt uns der Berliner Lokal Anzeiger eine staunenerregende Mär, die eigentlich nur geglaubt werden kann, weil die Gestaltung des Blattes nicht auszuweisen ist. Zu dem Blatte ist zu lesen:

„Ein Zweimillionen-Buch“: Herausgegeben von dem Kriegsernährungsamt, ist ein Buch unter dem Titel „Kriegswirtschaft 1917“ erschienen, das in Pappband gebunden mit goldenem (glücklicherweise unechtem) Titeldruck versehen, in einer Auflage von sage und schreibe zwei Millionen Exemplaren hergekehrt ist. Ein Verleger ist nicht genannt. Die Auflage aber zur Herstellung dieses Buches sind von dem Verlage Reinmar Hobbing erteilt worden, einer Verlagsanstalt, die sich ja sehr ein-flußreicher Verbindungen zu unseren Behörden rich-men darf und neuerdings auch für das Reichsamt des Innern in Tätigkeit getreten ist. Die Papiermenge, die für dieses Buch verbraucht worden ist, darf man vielleicht auf etwa 30 Doppel-waggonen schätzen. Der Herr Staatssekretär des Innern, der ja nach seiner neuesten Erklärung besonders die kleine Presse bei der Papierverteilung berücksichtigen will, hätte also damit den Jahres-bebrauch von etwa 100 der kleinsten Provinzzeitun-gen sehr bequem sicherstellen können. Ob ein im vorigen Jahre erschienenen Buch über die Kriegs-wirtschaft 1916 in gleicher Weise gedruckt worden ist, entzieht sich unserer Kenntnis, wie wir auch nicht wissen, ob wirklich die ganze Zweimillionen Auflage von 1917 in die Hände der deutschen Bürger gelangt ist, für die sie bestimmt war. Dafür, daß das langweilige Büchlein nicht von zwei Millionen Menschen gelesen worden ist, möchten wir uns verbürgen!“

Der Papierverbrauch mancher Behörde — jedes Kriegsamt gibt ein eigenes Blatt heraus — paßt eigentlich schlecht zu der von allen Seiten beklagten augenblicklichen Papiernot. Wenn die Behörden hier nicht mit guten Beispiel vorangehen, — anderswo ist sicher keine Einschränkung zu erwarten, es sei denn eine gewaltsame.

U-Boot-Spende.

In dem gewaltigen Völkerringen unserer Tage hat ein neuer Abschnitt durch die Tätigkeit unserer U-Boote eingesetzt.

Das ganze deutsche Volk steht mit tiefem Ernst und äußerster Entschlossenheit einmütig hinter den Männern, die diese starke Waffe mit staunenswertem Erfolg gegen den Feind führen.

Nun gilt es, in gleicher Einhelligkeit den Helden den Dank abzustatten. Zu diesem Zwecke soll eine

U-Boot-Spende

als Gabe des ganzen deutschen Volkes dargebracht werden.

Deutsche aller Partelen und aller Berufe, legt Euer Scherflein

für die U-Boot-Besatzungen und für andere Marinean-gehörige, die ähnlichen Gefahren ausgesetzt sind,

opferwillig nieder.

Die U-Boot-Spende wird für diese Besatzungen und deren Familien ver-wendet werden.

Ehren-Präsidium:

Dr. von Bethmann Hollweg, Reichskanzler. Dr. von Benneckendorf und von Hindenburg, Generalfeldmarschall. Admiral von Capelle, Staatssekretär des Reichsmarineamtes.

Präsidium:

Dr. Kaempf, Vorsitzender, Präsident des Reichstags. Graf von Baudissin, Admiral z. D. à la suite des Seeoffizierskorps Zimmermann, Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Generalfeldmarschall.

Geschäftsführender Ausschuß:

Dr. Kaempf, Vorsitzender. Präsident des Reichstags. Heinrich Lismann, Dr. von Schwabach, Jungheim, Delegierter des Militärinspekturs Bankier. Geheimer Regierungsrat, Direktor beim Reichstag. der freiwilligen Krankenpflege.

Mitbürger!

Auch in unserer Stadt lösen die Heldentaten der „U-Boote“ Tag für Tag helle Begeisterung aus.

Erst die Geschichte wird dieses Heldentum in seinem vollen Glanze feiern. Wir aber wollen durch opferfreudige Taten beweisen, daß wir mit warmen Herzen den tapferen Helden unseren Dank abstatten wollen.

Mitbürger! Beweist wiederum Euren altbewährten Opfersinn und gebt reichlich für die

U-Boot-Spende.

Ihr könnt Euer Scherflein zu keinem besseren Zweck anwenden. Die Einnehmer der Bonner Volksspende werden Zeichnungen auf die U-Boot-Spende entgegennehmen. Ebenso nehmen die hiesigen Banken und die Stadthauptkasse Beiträge in Empfang.

Bonn, den 24. Mai 1917.

Die Vaterländischen Vereinigungen, Bonn.

Oberbürgermeister Spiritus, Vorsitzender des Zweigvereins vom Roten Kreuz für den Stadt- und Landkreis Bonn. Frau Berghauptmann Krümmer, Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins Stadtkreis Bonn. Dr. Krantz, Vorsitzender des freiwilligen Hilfsausschusses für Truppen.

Gangolfshaus

Gangolfstr., zwischen Bahnhof u. Münster

Bier — Café — Wein
Vorzügliche Küche
Familien-Café I. Stock

▣▣ Damen-Billard, Gesellschaftsräume. ▣▣